

Buchbesprechungen

Aerni, Klaus; Cassina, Gaëtan; Kalbermatter, Philipp; Ronco, Elena; Zenhäusern, Gregor; Nanzer, Anton: Ulrich Ruffiner von Prismell und Raron: Der bedeutendste Baumeister im Wallis des 16. Jahrhunderts. Ulrich Ruffiner de Prismell et Rarogne. Le plus important architecte et ingénieur du XVI^e siècle en Valais.

2., erw. Aufl. / 2^{ième} éd. augm. Sitten / Sion: Staatsarchiv Wallis (Beihefte zu Vallesia / Cahiers de Vallesia, 20). ISBN 978-2-9700636-1-2.

Die Burgkirche von Raron mit Rilkes Grab und die alte Chi-Brücke bei Stalden gehören zu den eindrucklichen Bauten der Spätgotik des Oberwallis. Erbaut wurden beide von Ulrich Ruffiner von Prismell und Raron (um 1480 bis 1549), dem der vorliegende Sammelband gilt. Anlass dazu gab, so Philipp Kalbermatter und Gregor Zenhäusern in der Einleitung, das 500-Jahre-Jubiläum des Schiedsspruchs von Bischof Matthäus Schiner, dem späteren Kardinal, für den Bau der Rarer Kirche vom 17. August 1505. Die Autoren nehmen dieses Datum zum Anlass, jenes Architekten zu gedenken, der «in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Walliser Architektur ihren unverwechselbaren Stempel aufgedrückt habe» (S. 7). Das Ziel der Publikation besteht in einer Sammlung der Grundlagen zu den Arbeiten Ruffiners, nicht in einer vollständigen Biographie. Ruffiners Werk ist bisher vor allem aus kunsthistorischer Sicht dargestellt worden; der vorliegende Band ist die erste vollständige Bestandesaufnahme von Ruffiners Tätigkeit. Die erste Auflage erschien 2005; sie enthält den Beitrag von Anton Nanzer noch nicht, der in der hier besprochenen zweiten Auflage das dritte Kapitel bildet.

Nach der Einleitung enthält der Band einen Beitrag von Elena Ronco zur Herkunft der Ruffiner, die zu den Prismeller Baumeistern gehören. Prismell oder Presmell – italienisch Pietro Gemelle – wird eine von Walsern besiedelte Region mit den heutigen Dörfern Alagna und Riva im Val Sesia genannt. Die Ruffiner stammten aus dem Weiler *Rufina* «Rüfe», von dem sie auch den Namen haben. Allerdings kann Ronco nichts zu Ulrich Ruffiner direkt berichten – es ist unklar, wann er geboren wurde und wo er seine Ausbildung bekam. Philipp Kalbermatter und Gregor Zenhäusern geben eine biographische Skizze von Ruffiner auf der Grundlage der schriftlichen Quellen, die in der sehr verdienstvollen Quellensammlung gesammelt und – zum Teil erstmals – ediert sind. An die Biographie schliesst sich ein umfangreiches Werkverzeichnis an, das alle Bauten erfasst, die sicher von Ruffiner stammen oder ihm zugeschrieben werden. Von den 37 aufgeführten Bauten gibt es für 23 schriftliche Beweise für seine Bautätigkeit, für die andern gelten stilistische Überlegungen, die allerdings teilweise fragwürdig sind. Nur drei Bauten befinden sich ausserhalb des Wallis, davon zwei in Freiburg, darunter die Bernbrücke. Das Verzeichnis gibt Ort und Objekt sowie die Art der Arbeit

Ruffiners an; weiter werden Quellen und die Literatur zum Bauwerk gegeben und ein kurzer Text ordnet das Bauwerk historisch ein. Soweit möglich, werden auch bildliche Darstellungen beigelegt. Ein französischer Text, ursprünglich von Anton Nanzer auf Deutsch verfasst, von Jean Torrent übersetzt und von Gaëtan Cassina überarbeitet, gibt dann wiederum biographische Daten und einen Catalogue, der die gleichen Bauwerke enthält wie das deutsche Werkverzeichnis, aber einen knapperen Text und teilweise andere Illustrationen (die nicht nummeriert sind); leider wird nirgends erläutert, warum dieser Text in die zweite Auflage aufgenommen wurde. Die anderen Texte des Bandes nehmen keinen Bezug auf dieses neu eingeführte Kapitel.

Mit den Strassen und Brücken Ruffiners befasst sich ausführlicher Klaus Aerni, der die Bauwerke in eine Gesamtdarstellung der Walliser Wege und Strassen im 16. Jahrhundert einbettet. Besonderes Gewicht wird auf das letztlich gescheiterte Projekt einer Strasse über den Lötschberg von 1519/20 gelegt. Aerni gibt einen Überblick über die Geschichte des Lötschbergs, situiert das Projekt in der Politik Schiners und Berns und geht auch auf das spätere Projekt von Ulrich Thormann und Abraham von Graffenried von 1696/97 ein. Auch die Strassenreparaturen, die Ruffiner später in Evionnaz durchführte, werden von Aerni in den Kontext der politischen Geschichte gestellt – es geht dabei unter anderem um die Teilung des Chablais zwischen Bern und Wallis von 1536. Aerni charakterisiert Ruffiner am Ende seines Beitrags als «Erneuerer des Verkehrsnetzes im Wallis» (S. 190). Aus kunsthistorischer Sicht untersucht Gaëtan Cassina Ruffiners Bauten, identifiziert sein Werkzeichen und dessen Variationen und sammelt weitere Hinweise auf Ruffiners Bautätigkeit, basierend auf Walter Ruppens Forschungen zur Kirche von Raron. Cassina sieht in Ruffiner einen umtriebigen Unternehmer, dessen Werk in einer noch zu schreibenden Biographie ausführlicher gewürdigt werden sollte. Im Anhang zu seinem Beitrag gibt Cassina ein Manuskript mit Zeichnungen wieder, die der Basler Emil Wick zwischen 1864 und 1867 von verschiedenen Bauten Ruffiners angefertigt hatte, ohne jedoch den Baumeister selbst identifiziert zu haben.

Der Sammelband erschliesst mit der Quellensammlung und den beiden Werkverzeichnissen Ruffiners Leben und Werk. Für Berner Leserinnen und Leser besonders hervorzuheben ist der Beitrag von Klaus Aerni, der Ruffiners Tätigkeit in den Kontext der zeitgenössischen politischen Situation einschliesst und dabei auch die Rolle Berns betont; zugleich berücksichtigt er mit den Strassen- und Brückenbauten ein bislang weitgehend unerforschtes Gebiet. Der Versuch, den Band mehrsprachig zu gestalten, ist leider nicht ganz gelungen; insbesondere ist nicht einsichtig, warum das Werkverzeichnis in der zweiten Auflage gleich doppelt aufgeführt wird. Hier, wie auch in einigen überflüssigen Wiederholungen in den Beiträgen, fehlt die Hand eines für das Ge-

samtwerk verantwortlichen Herausgebers. Dennoch liegt mit diesem Band ein Werk vor, das für die Kenntnis des Wallis der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nützlich und wichtig ist.

Iwar Werlen

Hintermann, Jürg: Berns Brunnen. Ein Führer.

56 S. Bern: Stämpfli 2010. ISBN 978-3-7272-1205-5.

Wenn man das hübsche, praktisch ausgestattete Büchlein in der Hand hält, ist die Frage, ob denn wirklich ein neuer Führer zu Berns Brunnen nötig gewesen sei, schon beantwortet. Durchwegs farbige Bilder gab es zu diesem Thema noch nie. Neben den bestbekannten elf Figurenbrunnen auf je einer Doppelseite finden sich auf vierzehn weiteren Seiten ebenso viele andere Brunnen aus dem ganzen unter UNESCO-Schutz stehenden Gebiet. Die Fotos der schon so oft beschriebenen Figurenbrunnen zeigen die Gesamtansicht sowie die Figur und weisen auf viele Details, die dem oberflächlichen Betrachter entgehen könnten. Bei den übrigen Brunnen beschränkt sich der Verfasser auf je ein Bild. Die Texte sind knapp gehalten, geben aber über alles Wesentliche aufgrund des neuesten Forschungsstandes Auskunft. Auf dem leider nicht mehr ganz aktuellen Stadtplan vorne im Büchlein sind alle 25 beschriebenen Objekte gut auffindbar eingetragen. Ein Textkapitel in der Mitte versucht das ikonographische Programm der alten elf Brunnen zu zeigen. Eigentlich schade, dass der Verfasser nicht ganz kurz auf die Figurenprogramme entsprechender Brunnen in anderen Schweizer Städten hingewiesen hat. Am Schluss findet sich ein Glossar, das dem interessierten, aber in kunsthistorischer Ausdrucksweise ungeübten Leser von grossem Nutzen ist. Vielleicht hätte man bei Moses einen Hinweis darauf erwartet, dass die Figur aus dem 16. Jahrhundert im Unterschied zur heutigen, gut 200 Jahre alten, auf das erste Gebot gezeigt hat. Bei Simson hätte man sich gerne eine Erklärung für die Weinbergschnecke, die zu Füßen der Figur dahinkriecht, gewünscht. Und beim Kindlifresser, von dem Pfarrer Karl Howald 1847 behauptet hat, es handle sich um einen Juden, wäre ein Hinweis auf den auch in Bern unübersehbaren Antisemitismus im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts nötig gewesen. Doch können solche Wünsche den Wert der Publikation nicht schmälern. Es handelt sich wirklich um etwas Schönes und Neues und es bleibt zu hoffen, dass es seinen Weg ins Reisegepäck vieler auswärtiger Besucher unserer Stadt, aber auch in die Hände zahlreicher Berner finden wird.

Berchtold Weber

Eichenberger, Ernst: Die Mühlen in und um Köniz herum. Mühlen und andere Betriebe, bei welchen die Wasserkraft genutzt wurde.

129 S. Schliern: Selbstverlag 2008. ISBN 978-3-952347-2-1.

In diesem mit viel Herzblut verfassten Buch beschäftigt sich der pensionierte Diplomat Ernst Eichenberger mit einer ganzen Reihe von Betrieben, bei welchen in und um Köniz herum die Wasserkraft direkt zur gewerblichen Produktion genutzt wurde. Nach einer sehr kurzen, jedoch zu summarischen Einführung zur Nutzung der Wasserkraft allgemein wendet sich der Autor im ersten Teil den Mühlen, Stampfen und Sägereien am Scherlibach zu. Diesen bezeichnet er als «wahres Arbeitspferd unter den Bächen der Gemeinde» (S. 9), welches die Antriebskraft für viele Gewerbebetriebe zwischen Oberscherli und Thörishaus lieferte. Fast die Hälfte des Buches ist diesem Gewässer gewidmet. Leider fehlt in dem ansonsten gut bebilderten Buch dabei eine Überblickskarte, welche es den nicht in allen Details ortskundigen Lesern ermöglichen würde, die vom Autor beschriebenen Gewerbebetriebe zu situieren. In dem nahe an den Quellen geschriebenen Text erfährt der Leser oder die Leserin viel Interessantes und Wissenswertes nicht nur zu den einzelnen Gewerbebetrieben, sondern auch zur Technik der Mühlen, zur Funktionsweise von Stampfen oder zur Begrifflichkeit der «Bleue». Besonders interessant sind in diesem Zusammenhang die Ausführungen zur gewerblichen Produktion in Niederscherli, die nicht zuletzt davon profitieren, dass der Autor an dieser Stelle (S. 26) eine gute Planskizze in sein Werk aufgenommen hat. Leider gelingt es dem Autor aber nicht immer, die vielen von ihm gesammelten Informationen miteinander zu verknüpfen. So fehlen Angaben zu Verbindungen zwischen Familien gleichen Namens wie Grüning, Wüthrich oder Pulver, die in verschiedenen Teilen des Buches erwähnt, aber nie wirklich zueinander in Bezug gesetzt werden. Auch die Konkurrenzverhältnisse zwischen den verschiedenen Betrieben hätten noch genauer ausgeleuchtet werden können. Dies gilt in einem gewissen Mass auch für die – gerade auch im Zusammenhang mit den gegenwärtigen Diskussionen zu Kleinstkraftwerken – besonders interessante Darstellung zu den Nutzungsbemühungen des Scherlibaches zur Gewinnung von elektrischer Energie. 1899 erteilte der Regierungsrat des Kantons Bern dem Unternehmer Johann Brunschwyl nämlich die Bewilligung zum Bau eines entsprechenden Kraftwerkes, mit welchem die Abhängigkeit von der Elektrowirtschaft des Kantons Freiburg gebrochen werden sollte. Dieser Plan wurde jedoch im Jahre 1908 wieder aufgegeben. Über die Gründe dafür erfährt der Leser leider nur wenig.

Der zweite Teil des Buches ist dann der Grabenmühle sowie einer Reihe am Gasel- oder Megestorferbach, den Mühlen und Sägereien in Oberwangen und Köniz-Dorf, weiteren Gewerbebetrieben im Liebefeld sowie der Nutzung der Wasserkraft in der Umge-

bung der Gemeinde Köniz gewidmet. In diesem Zusammenhang beschäftigt sich der Autor auch ausführlich mit der Geschichte der auf dem Gemeindegebiet von Niedermuhlen befindlichen Bachmühle, wo neben dem Müllereibetrieb auch während längerer Zeit eine Sägerei betrieben wurde. Die auch an dieser Stelle vorhandene Planskizze erweist sich zum Verständnis der gewerblichen Produktion in diesem Gebiet als sehr wertvoll. Mit den Ausführungen zur Bachmühle gelingt es dem Autor auch aufzuzeigen, dass nicht nur die auf dem Gemeindegebiet von Köniz befindlichen zahlreichen Sägereien, Mühlen und Stampfen dazu beitragen, dass auf engem Raum ein Überangebot an gewerblichen Produktionsstätten existierte. Dieses war neben dem Aufkommen der elektrischen Energie ein wichtiger Grund dafür, dass die meisten der von Ernst Eichenberger beschriebenen Betriebe im Verlauf der ersten oder spätestens in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihre Produktion aufgeben mussten und, wo erhalten, meist zu Wohnhäusern umgebaut wurden.

Trotz inhaltlicher Wiederholungen an zwei Stellen (S. 29/38 und 75/82) und dem Fehlen einer Übersichtskarte oder Übersichtsskizze handelt es sich beim vorliegenden Buch um eine interessante und vor allem an Quellenhinweisen dichte Darstellung. Sie hätte es allerdings verdient, noch etwas stärker in den gesamtgeschichtlichen Kontext gestellt zu werden, und hätte sicherlich davon profitiert, wenn die vielen zusammengetragenen Einzelinformationen noch stärker zueinander in Beziehung gesetzt worden wären. Es ist zu hoffen, dass der Wunsch des Autors in Erfüllung geht, dass sich viele von seinem Buch dazu inspirieren lassen, weitere Untersuchungen vorzunehmen, mit welchen die angesprochenen Lücken gefüllt werden können. Ein wichtiger Anfang ist sicherlich gemacht.

Daniel Marc Segesser

Frauenplatz Biel. Femmes en réseau Bienne (Hrsg.): bielerfrauen – grâce à elles. 20 Lebensgeschichten von Bieler Frauen und Bieler Frauengeschichte ab 19. Jahrhundert.

233 S. Biel: eFeF 2009. ISBN 978-3-905561-75-3.

Als weltoffen und tolerant preist sich die Stadt Biel auf der offiziellen Website an, gewürdigt würden in ihrem Jahrbuch jedoch «prioritär Männerverdienste», wird in den *bielerfrauen* kritisiert. In der grössten zweisprachigen Stadt der Schweiz leben aber Frauen, die viel bewegt haben; grâce à elles wurden Frauenanliegen umgesetzt, sie prägten Quartiere und Kulturbereiche. Diese Leistungen werden nun im «ersten Bielerfrauenbuch» sichtbar gemacht (S. 9). Die Herausgeberin – der Verein Frauenplatz Biel – versteht sich als Plattform für feministische und gleichstellungspolitische Themen und will mit die-

ser Publikation Einblick in weibliche Lebensgeschichten geben und gleichzeitig die Bieler Frauengeschichte aufarbeiten.

Das Projektteam (Laura C. Glauser, Ursula Lipecki) hat zusammen mit weiteren Autorinnen und Fotografinnen ein Werk geschaffen, das – ungefähr dem Sprachenproporz entsprechend – dreizehn resp. sieben Lebensgeschichten von Frauen dokumentiert. Das Buch ist in fünf Kapitel gegliedert, welche die wesentlichen gesellschaftlichen Themen Körper & Gesundheit, Bildung & Arbeit, Kultur & Kunst, Recht & Politik sowie Frauenbewegung Biel zweisprachig aufnehmen. Die jeweiligen Frauenporträts werden mit einem kurzen frauengeschichtlichen Exkurs und Porträts historischer Persönlichkeiten eingeführt. Abgeschlossen wird jedes Kapitel mit einem Zeitspiegel, der mit passenden Quellen weitere thematische Beispiele beifügt.

Ausdrucksstark sind vor allem Passagen in den vielfältigen Frauenbiografien: Aus den Tagebüchern einer Tochter aus gutbürgerlicher Bieler Familie vernehmen wir vom grossen Bildungshunger junger Frauen im 19. Jahrhundert, der sich beim Anfertigen von Babykleidern zu wohltätigen Zwecken im Kreise der Cousinen – zumindest aber bei Wein und feinsten Törtli – erschöpfte. Wir erfahren, dass bereits 1979 eine Sozialistin im Stadtrat mit einem Vorstoss für einen Vaterschaftsurlaub grosse Heiterkeit auslöste oder dass sich eine Hausfrau und Mutter – als ehemaliges Arbeiterkind – mit konstanter Weiterbildung 1978 als Direktorin der Pflegeberufsschule etablieren konnte. Als bekennende Feministin – «eine Frau, die für Frauen etwas erreicht hat» (S. 202) – erwartet eine ehemalige Pfarrerin eine Verbesserung der öffentlichen Kinderbetreuung, und mit einem bemerkenswerten akademischen Leistungsausweis wirkt eine schwarze Stadträtin der Grünen als Mediatorin im interkulturellen Bereich. Wunderbares Zeugnis weiblicher Kultur und Bieler Lebensweise ist speziell die stimmungsvoll treffende Beschreibung der 1980 verstorbenen Schriftstellerin Marguerite Janson-Juillerat, die – französischer Muttersprache – eine deutsche Schule besuchte und mit einem Uhrenindustriellen verheiratet war.

Katharina Kellerhals

Geissbühler-Strupler, Sabina: Der rastlose Erdgeist. Das bewegte Leben des Schweizer Turnvaters Ernst Strupler.

269 S. Winterthur: Birkenhalde 2008. ISBN 978-3-905172-52-2.

2008 feierte Ernst Strupler seinen neunzigsten Geburtstag. Zu diesem Anlass wurde ihm von seiner Tochter eine Biographie gewidmet. Der spätere Schul- und Universitäts-sportpionier Ernst Strupler wird in der Zwischenkriegszeit als ältester von drei Brü-

dern in eine untere Mittelstandsfamilie geboren. Sein in mehreren Turnvereinen engagierter Vater überträgt auf den jungen Ernst früh eine Begeisterung für Bewegung und Sport. Die einleitenden Kapitel über die Grosseltern Struplers unterstreichen die familiäre Sportveranlagung. Die Autorin beschreibt die erfolgreiche und vielseitige Karriere des Protagonisten als Turner, Wintersportler und insbesondere Turmspringer, welche ihren Höhepunkt in der Teilnahme am Wettkampf des Wasserspringens an den Olympischen Spielen 1948 in London findet. Während des Zweiten Weltkriegs bildet sich Strupler, unterbrochen von längeren Einsätzen im Aktivdienst, an der Universität Basel zum Turnlehrer aus. Parallel dazu amtet er als Leiter für verschiedene Disziplinen im Stadtturnverein Baden.

Im Rahmen seiner Dissertation erforscht Strupler die Geschichte der Leibesübungen seit dem Mittelalter. Die bezüglich des Turnens in den Erziehungsschriften der Aufklärung und der Reformpädagogik vertretenen Anschauungen sind für ihn Auslöser, sich vertieft und konzeptionell mit der Organisation von Sport- und Bewegungsangeboten sowie mit der Ausbildung der Turn- und Sportlehrer auseinanderzusetzen. 1959 wird er Vorsteher des Turn- und Sportamtes der Stadt Zürich und er setzt sich, trotz grossen Widerständen, für den Ausbau des öffentlichen Sportangebots ein (u.a. Schul- und Berufsschulturnen, öffentliche Sportanlagen). Gleichzeitig beginnt er, neue Konzepte zum Sportstättenbau zu erarbeiten. Vier Jahre später wird Ernst Strupler als Universitätssportlehrer und Dozent für Schulturnen an das Sekundarlehramt nach Bern berufen. 1968 kann er den ersten Ausbildungsgang für das Eidgenössische Turn- und Sportlehrerdiplom I durchführen, 1972 folgt das Diplom II. Ziel ist eine ganzheitliche Ausbildung, die in sich die technischen, methodischen und theoretischen Aspekte der Sportvermittlung vereint. 1969 wird das Universitäts-Sportamt zum Institut für Leibeserziehung und Sport umgewandelt und Strupler zum Professor und Institutsleiter ernannt. Das Institut setzt sich unter ihm aus vier Abteilungen zusammen: freiwilliger Universitätssport für Studierende, Turnausbildung, Diplomenturnlehrausbildung und Forschungs- und Beratungsstelle für Turn- und Sportstättenbau. Das wahrscheinlich wichtigste Projekt, das Strupler als Institutsleiter umsetzen kann, ist der Bau der Universitätssportanlage Neufeld (heute ZSSW), die 1982, ein Jahr vor seiner Pension, in Betrieb genommen werden kann.

Sabina Geissbühler unterteilt ihr Buch in 42 Kapitel, die sich an den wichtigen Lebensstationen ihres Vaters orientieren. Die Autorin lässt zwischen den Beschreibungen der sportlichen und fachlichen Leistungen Struplers sehr viele allzu persönliche Erlebnisse einfließen. Dies führt dazu, dass statt einer objektiv-kritischen Würdigung nur eine eher unreflektierte Überhöhung des Protagonisten stattfindet. Die übertriebene Ausbreitung familiärer Schicksalsschläge und tragischer Erlebnisse des Vaters und meh-

rerer Familienmitglieder versetzt den Leser in die unangenehme Position des voyeuristischen Zuschauers. Auffallend ist zudem, dass Geissbühler markant ihre eigenen politischen und erzieherischen Vorstellungen einbringt, bei denen der Zusammenhang zur Biographie und den Ansichten ihres Vaters wenig ersichtlich ist. Schade, eine weniger subjektiv gefärbte Biographie hätte die Pionierleistungen des «Turnvaters» mehr zur Geltung gebracht.

Katrin Keller

Gfeller, Walter: Herzogenbuchsee.

«Schweizerische Kunstführer», hrsg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK. Bern 2009.

«Mitten im bernischen Lande. Im Flachen. Nicht weit von der Aare. Zwischen Alpen und Jura: ...» Mit diesem – durchaus passenden – literarischen Zitat leitet der Buchser Kunsthistoriker Walter Gfeller seinen unlängst erschienenen Führer «Herzogenbuchsee» ein. Die 66 Seiten umfassende Publikation ist in der Reihe «Schweizerische Kunstführer» erschienen und bietet einen weiten Überblick über Architekturgeschichte und Baubestand der bernischen Landgemeinde. Der Text ist übersichtlich gliedert und in klarer, verständlicher Sprache geschrieben. Diverse Kästchen beinhalten zusätzliche historische Fakten und Details. Zahlreiche, zumeist farbige Abbildungen veranschaulichen die Darstellung und ein ausklappbarer Gemeindeplan ermöglicht eine rasche Orientierung.

Der einleitende Streifzug durch die Dorfgeschichte führt vom römischen Mosaik über den Bauernkrieg zur Bedeutung der Gemeinde als Verkehrsknotenpunkt im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Ein kurzer Abriss der Siedlungsgeschichte stellt den Dorfkern und die Dorfeingänge vor sowie die nach dem Eisenbahnbau entstandenen Quartiere. Von da wird ein Sprung gemacht zur Siedlungsentwicklung der späten 1940er- und der 1950er-Jahre. Es folgen die Geschichte und die Beschreibung von Einzelbauten: die Kirche, die Wirtschaften «Kreuz» und «Sonne», das heutige Gemeindehaus, das ehemalige Kornhaus, private Wohn- und Geschäftshäuser, Schulbauten, Bauernhäuser. Bei Letzteren wird – sicher zu Recht – besonderer Wert auf die Darstellung der Hochstuhlhäuser gelegt; immerhin prägen deren mächtige Dächer noch heute das innere Ortsbild wesentlich mit. Kurze Kapitel zu Sport- und Industriebauten runden die Publikation ab. Eines zeigt der Führer ganz klar: Herzogenbuchsee ist eine Reise wert! Die Gemeinde hat einen ausgesprochen bemerkenswerten Baubestand: Das Zentrum nördlich der Kirche ist von dicht gereihten, zumeist in Stein errichteten Gebäuden geprägt, während andere Teile der Gemeinde, etwa das Oberdorf mit seinen Bauernhäusern, Gärten und

Bäumen, sehr ländlich wirken. Das Bahnhofquartier wiederum überrascht mit anspruchsvollen historistischen Villen.

Insgesamt ist der Führer anregend und bestens zu empfehlen. Bedauerlich, dass – durchaus greifbare – Angaben zu Architekten und Baudaten zuweilen fehlen. Zudem befremdet es etwas, dass zwar architektonisch doch eher unbedeutende Industriebauten (beispielsweise Waldgasse 19 und Hofmattstrasse 12) in Text und Bild dargestellt sind, dafür aber eine ganze Reihe von sehr qualitätvollen neuen Wohnbauten keinen Platz findet. Erwähnung verdient hätten unter anderen die Häuser Wysshölzlistrasse 10 aus dem Jahr 2000 (Architekten: Ernst und Nyffeler, Langenthal) sowie Lagerstrasse 40 von 2002 (Campanile, Michetti, Bern).

Ursula Maurer

Jecker, Constanze: SendungsBewusstsein. Kirchliche Kriegskommunikation und die Anfänge der Radio-Predigten in der Schweiz 1925 – 1945.

Academic Press Fribourg, 2009. ISBN 978-3-7278-1646-8.

Würde man Radiohörerinnen und -hörer nach der ältesten Radiosendung fragen, bekäme man wohl das «Wunschkonzert», der «Nachtexpress» oder das «Echo der Zeit» zur Antwort. Diese Sendungen begleiten uns seit vielen Jahren, einige Jahrzehnte älter sind aber die Radiopredigten. Bereits Mitte der Zwanzigerjahre, als die lokalen Radiogenossenschaften die ersten Radiosendungen ausstrahlten, gehörten sie zum festen Programm. Und als die frisch gegründete Schweizer Rundspruchgesellschaft 1931 die erste nationale Radiokonzession erhielt, waren die Kirchen die einzigen namentlich erwähnten Organisationen, denen die Konzession eine Sendezeit zusicherte, und zwar explizit für die Radiopredigten.

Constanze Jecker hat als ehemalige Religionsredaktorin von Schweizer Radio DRS die Geschichte der Radiopredigten in der Deutschschweiz aufgearbeitet. Die heute als Medienwissenschaftlerin an der Uni Freiburg tätige Autorin beschränkte sich in ihrer Untersuchung auf den Zeitraum des Sendestarts bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs und untersuchte die Radiopredigt als Mittel der kirchlichen Kriegskommunikation.

Im ersten Teil werden die unterschiedlichen Haltungen der beiden grossen Landeskirchen zum Staat, zur Flüchtlingspolitik, zum Nationalsozialismus und Antisemitismus dargestellt. Je bedrohlicher die faschistischen Bewegungen in den Nachbarstaaten wurden, desto eher wurden auf kirchlicher Seite die Ideen der geistigen Landesverteidigung aufgenommen und zu einer geistlichen Landesverteidigung umgewandelt. Hierbei war der Rundfunk ein wichtiges Instrument, erreichte man damit doch die Mas-

sen im In- und Ausland. In der Vorkriegszeit kontrollierten die Radiodirektoren und eine Vortragsüberwachungskommission sämtliche geschichtlichen und religiösen Beiträge mittels Vorzensur. Kurz nach Ausbruch des Kriegs wurde die Radiokonzession ausser Kraft gesetzt, die staatlichen Behörden übernahmen die Verfügungsgewalt über die private Rundspruchgesellschaft und setzten ein umfangreiches Zensursystem ein. Diese Kontrollmassnahmen waren bei den Kirchen umstritten und führten zu zahlreichen Interventionen von kirchlichen Stellen bei der Programmleitung. Doch insbesondere Heinz Schenker, der Direktor des Radiostudios Bern und Leiter der Kontrollbehörde (Radio-Sektion der Abteilung Presse und Funkspruch), setzte bei manchen Äusserungen zu ausserpolitischen Themen oder zur Flüchtlingsproblematik den Rotstift an.

Die Kirchen waren im Laufe der Zeit mit verschiedenen Organisationsfragen für die Radiopredigten befasst. Die Auswahl von geeigneten Theologen war keine leichte Aufgabe, denn beim Radio zählte ja nicht nur die Form und der Inhalt der Predigten, sondern auch die Sprechweise der Vortragenden. Mindestens auf die Geschlechterparität mussten die zuständigen Kommissionen nicht achten: Im untersuchten Zeitraum von 1925 bis 1945 kamen bis auf eine Ausnahme ausschliesslich männliche Prediger zu Wort. Die Landeskirchen lieferten sich heftige Konkurrenzkämpfe um Programmplätze und Sendezeit, beispielsweise als es um die Frage ging, ob auch die Christkatholiken als dritte und weitaus kleinste Landeskirche ein Anrecht auf regelmässige Radiopredigten haben. 1946 wurde ein von den Kirchen lang gehegter Wunsch erfüllt; seither werden jeden Sonntag sowohl eine katholische und eine evangelische Predigt gesendet.

Im zweiten Teil ihres Buchs untersucht Constanze Jecker je vier katholische und vier reformierte Predigtmanuskripte aus den Jahren 1938 und 1940, die aus dem Studio Bern gesendet wurden. Sie stellt fest, dass die Kriegspredigten nicht nur durch eine dramatischere Sprache geprägt waren, sondern dass sie sich auch inhaltlich gegenüber den zwei Jahre früher geschriebenen Reden unterscheiden. Waren es vor dem Krieg die sozialen Spannungen, so dominieren 1940 die Themen Krieg und Wirtschaft die aktuellen Bezüge in den Predigten. Die Verantwortung für den Ausbruch des Kriegs suchten die Prediger nicht bei den politischen oder militärischen Führern, sondern in dämonischen Kräften. Dass die kriegführenden Machthaber nicht genannt, sondern nur gelegentlich als «Neuheiden» bezeichnet wurden, war wohl Ausdruck der geforderten politischen Neutralität. Erstaunlicherweise liess die Zensur aber antijudaistische Positionen zu, während die Flüchtlingspolitik und die Judenverfolgung im Gegensatz zur kirchlichen Presse in den Radiopredigten unerwähnt blieben.

Das Buch wird mit einer Audio-CD ergänzt, die eine von der Autorin gestaltete Radiosendung enthält. Hier erfährt man aus heutiger Sicht auch Amüsantes, wie beispielsweise die Anfrage an einen Priester, ob das Hören einer evangelischen Radiopredigt

Sünde sei. Im Radiobeitrag werden einem die Lücken in den (Radio-)Archiven bewusst. Wie wirkungsvoller wäre es doch, wenn man die Hörbeispiele der historischen Radiopredigten im Original hören könnte! Doch leider fehlt dieses Material, weil die Predigten damals meistens live über den Äther gingen und gar nicht aufgezeichnet wurden.

Constanze Jecker will am Beispiel der Radiopredigten zeigen, wie sich die Kriegskommunikation im Schweizer Radio während der Zeit des Nationalsozialismus manifestierte und veränderte. Dies ist ihr gut gelungen, indem sie nach der Einführung in den historischen Kontext und der Geschichte der Radiopredigt eine Inhaltsanalyse einer kleinen, aber klug ausgewählten Zahl von Predigten durchführt. Sie zeigt auf, dass während des Krieges pathetischer und patriotischer gepredigt wurde als vorher. Im Buch stösst man auf einige Wiederholungen, aber auch auf hilfreiche Fazite am Ende der Kapitel. Mit den Anfängen der Radiopredigten wird nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Radioprogramm behandelt. Die Beschränkung auf diesen Ausschnitt verhilft zu präzisen Aussagen, wie sich die religiöse Ansprache des Publikums vor dem Hintergrund der Ereignisse veränderte, die sich damals in unserem Land und um uns herum abspielten. Das Buch bringt für das historisch, medienwissenschaftlich oder theologisch interessierte Publikum spannende Erkenntnisse.

Michael Haldemann

Märki, Lukas: Mit Vollgas in 20. Jahrhundert. Eine Geschichte über die Auto-Mobilmachung im Schweizer Mittelland.

Büren an der Aare: Vereinigung für Heimatpflege Büren 2010.

ISBN 978-3-033-02442-7.

Das in vier Hauptkapitel gegliederte Buch gibt dem Leser reich bebilderte Einblicke in die Geschichte der «Auto-Mobilmachung im Schweizer Mittelland». Die geografische Bezeichnung im Titel ist jedoch nicht sehr glücklich gewählt. Das Buch bezieht sich praktisch «nur» auf die Region Biel–Solethurn am Jurasüdfuss.

Das erste Kapitel «Wo bitte geht's zur nächsten Zapfsäule?» widmet sich dem Thema Tankstellen, Zapfsäulen, Garagen und Mineralölkonzerne. Die Beiträge – und dies gilt für das ganze Buch – sind nicht von Historikern, sondern grösstenteils von Zeitzeugen verfasst. Viele der Autoren waren beruflich an der «Auto-Mobilmachung» beteiligt. Unter den Autoren finden sich etwa Garagenbesitzer, Mitarbeiter der Autoindustrie, Architekten und Kenner der Lokalgeschichte.

Das zweite Kapitel «Automobil-Pioniere und -Produktion» widmet sich der schweizerischen Motorfahrzeugindustrie und ersten Besitzern von Automobilen. Schmunzeln lässt einen der folgende Briefwechsel: Der erste Berner Autobesitzer war ein gewisser

Oberst Hamberger, der ein Geschäft für Nähmaschinen und Fahrräder betrieb und zur Eigenwerbung auch Velo-Rennen bestritt. Hamberger schrieb 1898 Carl Benz an und beanstandete «die praktische Unbrauchbarkeit des Einzylinder-Patent-Motorwagen». Carl Benz antwortete: «Herr Hamberger, Sie befinden sich in einem grossen Irrtum. Sie scheinen zu glauben, meine Motorwagen seien dazu bestimmt, als Verkehrsmittel zu dienen. Das ist durchaus nicht der Fall. Nach meiner Erfahrung haben sie lediglich den Zweck, Leuten, die sich gerne mit Maschinen befassen, gewissermassen als grosses Spielzeug zu dienen, wobei es nichts ausmacht, wenn sie gelegentlich auch auf der Strasse kleinere Störungen beheben müssen!»

Der Hauptartikel des zweiten Kapitels trägt den Titel «Montagewerk General Motors Suisse SA, Biel». Auf über 30 sehr lesenswerten Seiten lassen die Autoren Marcel Motzet und Klaus Brommecker (1962–1971 GM-Mitarbeiter) ein schon fast vergessenes Stück Schweizer Industriegeschichte wieder aufleben. Zwischen 1936 und 1975 fuhren in den Bieler Montagehallen insgesamt 329 864 Wagen vom Fliessband. Motzet und Brommecker schildern detailreich, wie in Biel seinerzeit Autos der Marken Buick, Chevrolet, Oldsmobile, La Salle (Cadillac), Vauxhall und Opel zusammengesetzt wurden.

Das dritte Kapitel befasst sich mit dem Thema «Automobil und Architektur». Mit dem Aufkommen des Automobils Anfang des 20. Jahrhunderts mussten für dessen Massenproduktion, Vertrieb und Gebrauch adäquate bauliche Lösungen geschaffen werden. Dies bedingte, dass man in bis dahin ungewohnten Dimensionen planen und architektonische Lösungen suchen musste. Der Bieler Architekt Urs Külling dokumentiert im Buch vier entsprechende Beispiele aus der Region Biel–Solothurn. Die Fabrikation wird am Beispiel der GM-Montagehallen (1935) beschrieben. Zum Thema Handel und Verkauf werden die «Grand Garage du Jura SA» in Biel sowie das «Touringhaus» in Solothurn (beide Bauten um 1930) porträtiert. Das Thema Verkehr und Konsum wird anhand der Autobahnraststätte Deitingen-Süd (1968) illustriert.

Das vierte und letzte Kapitel des Buches widmet sich unter dem Titel «Traum und Trauma» der Konzeption und Ausbau des modernen Strassennetzes. Als Beispiel dient die N5/A5 in der Region Biel.

Das Buch leistet einen wertvollen Beitrag zur Verkehrsgeschichte der Region Biel–Solothurn. Die vielen Fotografien und Abbildungen ergänzen die Texte sinnvoll. Wissenschaftlichen Ansprüchen vermag die Publikation aber nicht immer zu genügen. Quellen- oder Literaturverweise fehlen leider oft. Wünschenswert wäre auch ein Einführungstext gewesen, der den internationalen und nationalen Kontext des Themas aufgezeigt und den momentanen Forschungsstand zum Thema Automobil in der Schweiz festgehalten hätte. Sicherlich wäre es auch spannend, der Frage nachzugehen, ob die lokale Uhrenindustrie von der «Auto-Mobilmachung» profitierte. Lieferten Uhrenfabriken vom

Jurasüdfuss die Autouhren/Borduhren? Seit wann wurden bei PKWs Uhren eingebaut? Ein erster Hinweis für weitere Forschungen ist im Buch aber dennoch enthalten: Die Neuenburger Firma *Ebauches* lieferte 1936 Autouhren an die Bieler GM. Zumindest in den 1930er-Jahren dürften die Autos aus Biel also mit Uhrwerken aus der Region ausgestattet gewesen sein.

Juri Jaquemet

Marti, Kurt: Ein Topf voll Zeit 1928–1948.

Zürich: Nagel & Kimche 2009. ISBN 978-3-312-00420-1.

Frühlingsferien 1940. Kurt Marti leistet als «Späher» freiwilligen Dienst im grenznahen thurgauischen Eschenz. Der regionale Kommandant des Fliegerbeobachtungsdienstes ordnet tägliche Turn- und Exerzierübungen an: «Militärlis spielen» nennen es die Jünglinge. Ein kleines Mädchen vertreibt sich oft seine Zeit bei ihnen. Einmal fragt es den auf der Kantonnementsmatratze lesenden Marti, ob er ihr die Geschichte erzähle. Kann er nicht, es handelt sich um Ernst Jüngers *Auf den Marmorklippen*.

Von der grassierenden «Memoiritis» befallen, wie er im Vorwort selbstironisch feststellt, erzählt uns Marti dafür nun Geschichten aus seinem Leben vom Schuleintritt bis zum – mit einer Brüskierung von Regierungsrat Markus Feldmann verbundenen – Eintritt in den Dienst der bernischen Landeskirche, aus einer für die Schweiz wie für ihn selbst sehr prägenden Epoche. Stärker wohl als alle nachfolgenden habe seine Generation zu spüren bekommen, wie sich das Weltgeschehen in Lebensgeschichten niederschlagen kann. Kein Tagebuch, keine Biografie, schon gar keine geschichtliche Abhandlung legt uns Marti vor, sondern eine bunte Folge von ins Weltgeschehen eingebetteten Szenen. Sprachliche Meisterstücke, je wenige Seiten lang, atmosphärisch dicht und gespickt mit Erinnerungswürdigem. Volksinitiative für ein Verbot der Freimaurerei? Doch, auch das gab es schon.

Wir folgen dem Knaben auf seinem Schulweg, sehen, wie sein Gerechtigkeitssinn sich schärft – zum Beispiel angesichts der endlosen Reihen von «grauen Männern», die vor dem Arbeitsamt anstehen –, erleben mit, wie der Jugendliche sich durch den «Bund», dann vor allem durch literarische Lektüre die Welt erschliesst, wie er dank Hermann Hesses *Steppenwolf* gegen Zumutungen eines aus Amerika herübergeschwappten neuen Puritanismus gefeit ist.

Wie beiläufig entstehen unter Martis Feder berührende Zeichnungen von Weggefährten. Und von Vorbildern wie Karl Barth oder Dora, genannt Debora, Scheuner, bei der er Griechisch und Hebräisch büffelte und «die ohne weiteres das Zeug zur Professorin gehabt hätte». Wie Marti ja auch, aber das wäre eine andere Berner Geschichte,

eine von 1968. Voller Neugier schliesslich verfolgt man seine Begegnungen mit Leuten, die man von anderswoher kennt, Fritz Dürrenmatt oder Hazy Osterwald etwa, Gertrud Kurz oder Boris Vian.

Einer Familientradition folgend, hatte Marti mit dem Jusstudium begonnen. Doch sagten ihm die «Lustbarkeiten des Verbindungslebens bald schon weit mehr zu als die juristischen Vorlesungen, die sich den Luxus leisteten, nicht auf die Zeitereignisse einzugehen, wie drastisch diese jetzt auch demonstrierten, dass stärker als jedes Recht das Recht des Stärkeren geworden war». Einem diffusen Gefühl, unvermittelt erwachter Neugier folgend, sattelt er auf Theologie um, von der er sich erhofft, dass sie ihm ganz neue Denkräume öffnet und Zugänge zu den «grossen Menschheitsfragen und Lebensrätseln».

Einige Reminiszenzen dürften vor allem für theologisch Bewanderte oder Interessierte reizvoll sein. Aber der *Topf voll Zeit* ist ein Füllhorn. Im Zentrum stehen die Alltagsaufnahmen aus der Aktivdienstzeit, pathosfrei und mit unbestechlichem Blick – auch auf sich selbst – nachgezeichnet. Aufnahmen aus einer Rekrutenschule, die vor allem vom Menschlichen her angenehm verläuft; aus einer Unteroffiziersschule geprägt vom Sadismus eines Instruktionshauptmanns; aus einem Aktivdienst, den man fraglos in Kauf genommen habe, dessen Sinn für Marti jedoch umso fraglicher wurde, je klarer sich die Niederlage der Achsenmächte abzeichnete, je mehr das Ganze für seine Einheit auf Skiferien im Berner Oberland und Beschäftigungstherapie hinauslief.

Und die grossen Fragen, die die Schweiz in jüngster Vergangenheit aufwühlten? Auch sie streift der Autor am Rand – entsprechend ihrem Gewicht in der damaligen öffentlichen Wahrnehmung. Die Schweiz sei ein Land der Geheimnisse und Geheimnisthüter gewesen und dadurch automatisch zur Gerüchteküche geworden. So auch, was die Handels- und Finanzgeschäfte mit dem Ausland betrifft. «Doch wer schon beehrte ernsthaft, darüber Genaueres zu erfahren?» Gerüchte und einige Berichte, wonach die notorische Judenverfolgung sich zur planmässigen Judenvernichtung auswuchs, hätten so unglaublich geschienen, dass man ihnen keinen Glauben schenken mochte.

Der Student Marti sei wie die meisten hierzulande «ein Zu- und ein Wegschauer» gewesen, unwillig, sich die Kriegsgreuel realistisch vorzustellen, und unfähig, sie auszublenden. «Hilflosigkeit also. Ohne zeitweilige Verdrängung liess sich aber nicht leben.»

Auch nicht ohne das, was in guten wie in schlechten Zeiten Leidenschaft entfacht. Des Jünglings und dann des jungen Mannes Annäherungen an das weibliche Geschlecht beanspruchen nicht den geringsten Platz in Martis Buch: ein – sehr vergnüglich zu lesendes – Zeitdokument für sich. Ganz so züchtig, wie man es von der Elterngeneration mit 1920er-, 1930er-Jahrgängen in den Ohren haben mag, ist es offenbar nicht immer zugegangen. Gleichzeitig scheint der spätere Theologe und Poet Kurt Marti durch. Dem Studenten sei es vorgekommen, als erbe im Lied von der Lili Marleen «der lebensbe-

jahende Eros völkerübergreifend seine Stimme gegen den Wahnsinn des Krieges». Spekulationen drängen sich ihm auf über die Weiblichkeit in Gott, diesem «jedenfalls zu tiefst beziehungsfreudigen» Wesen.

Marti schöpft im Bewusstsein aus seiner Erinnerung, dass er unweigerlich auch auf Terrain gerät, «wo Fakten sich unentwirrbar mit Vermutungen, sogar mit Erfindungen vermischen und Legendenbildung Erinnerungslücken noch so gerne stopft». Wie der Historiker sein Material, interpretiert der Literat Marti seinen biografischen Stoff im Lichte späterer Erfahrungen und Erkenntnisse. Dass er seinen Anspruch, «damalige Geschehnisse und Stimmungen einigermaßen adäquat wiederzugeben», eingelöst hat, dürfte ausser Frage stehen.

1947, Marti ist auf dem Sprung nach Paris als Büroleiter der ökumenischen Kommission für die Seelsorge an deutschen Kriegsgefangenen. Auto fahren zu können wäre ein Vorteil, aber die Zeit reicht schliesslich nicht, um den «Permis» zu machen. Martis Memoiritis beschert uns dazu dies: «Die nun mit Macht einsetzende Automobilmachung der Gesellschaft fand jedenfalls ohne seine Beteiligung statt.»

Urs Geiser

Mosimann, Peter: Auf historischen Wegen: Köniz und Umgebung.

224 S. Bern: Stämpfli Verlag 2009. ISBN 978-3-7272-1201-7.

In seinem Buch hat sich der pensionierte Könizer Sekundarlehrer Peter Mosimann mit den unterschiedlichsten Aspekten der jüngeren Geschichte von Köniz beschäftigt. Es handelt sich bei der vorliegenden Publikation denn auch um wesentlich mehr als eine Darstellung zur Geschichte der Wege und der Verkehrsmittel in Köniz und Umgebung, wie dies der Titel sowie die ersten Kapitel suggerieren könnten. Peter Mosimann hat mit seinem Werk vielmehr eine facettenreiche, aber natürlich nicht umfassende Kulturgeschichte seines Heimatdorfes vorgelegt, die gerade durch ihre Vielfältigkeit eine sehr wertvolle Ergänzung zu den bestehenden Arbeiten von Frieda Hurni, Ernst Eichenberger, Armand Baeriswyl, Verena Stähli-Lüthi oder des Ortsvereins Oberwangen bildet.

In den ersten beiden Kapiteln beschäftigt sich Mosimann im engeren Sinne mit Verkehrsgeschichte sowie Wegformen und Wegbegrenzungen. Zuerst folgt er dabei der Chronologie und zeichnet die Geschichte der Wege in und um Köniz von der Zeit der Römer über das Mittelalter bis in die Neuzeit nach. Leider werden dabei die Ausführungen zu sehr mit der allgemeinen Verkehrsgeschichte der jeweiligen Zeitepoche vermengt. Zusammen mit der Tatsache, dass darauf verzichtet wurde, eine Übersichtskarte in das Buch mit aufzunehmen, auf welchem auch die immer wieder benutzten Wegbezeichnungen wie *BE 10.1* hätten eingezeichnet werden können, führt dies dazu, dass

sich das Kapitel dem Leser oder der Leserin, die mit den Fachbegriffen nicht gut vertraut ist, tendenziell eher schwer erschliesst. Auch die fehlende Nummerierung der Abbildungen erweist sich in diesem Zusammenhang als Erschwernis, da im Text teilweise Bezüge zu den Bildern geschaffen werden, der Leser oder die Leserin sich dies aber mühsam zusammensuchen muss. Einige Einschübe zum Warentransport auf der Aare (S. 15) oder zum Gurnigelbad (S. 32) sind zwar in sich interessant, werden aber schlecht mit dem Rest der Darstellung, wie beispielsweise dem Kapitel über den Schiffsverkehr auf der Aare (S. 131–133), verknüpft. Das Kapitel zu den Wegformen und Wegbegrenzungen überzeugt auch nicht in allen Teilen. Der Autor beschränkt sich zum Thema Dammweg, Kretenweg, Hangweg, Hohlweg oder Hohlwegbündel weitgehend auf Definitionen und den Abdruck von Bildern, auf welche im Text dann aber leider nicht direkt Bezug genommen wird. In seinen Ausführungen zu Mauern, Alleen, Baumreihen oder Hecken legt Mosimann mehr Wert auf die Darstellung der lokalen Situation; auch hier fehlt jedoch eine konkrete Verknüpfung von Text und Bildern.

Die folgenden Kapitel zu Wegbegleitern, Brücken, Furten und Fähren, Wegen und Kirchen, Wegunterhalt, alten Fahrzeugen, den Hochwachten, der Weiermatt und dem Alltag in Köniz vermögen in der Folge wesentlich mehr zu überzeugen. Sie sind auch besser strukturiert. Besonders augenfällig ist dies im Kapitel über die Wegbegleiter, in welchem sich Mosimann mit Mühlen, Reiben, Ölen, Stampfen, Käsereien, Schmieden, Brunnen, Steinbrüchen, Ziegeleien, Kalkbrennöfen, Schulhäusern, Burgruinen und Burgstellen, Gerichtsstätten, Siechenhäusern sowie Einzelbäumen beschäftigt. Einer allgemeinen Einführung zum jeweiligen Wegbegleiter folgen alphabetisch geordnet Ausführungen zu einzelnen Orten in und um Köniz herum. Auch hier wäre es zwar hilfreich gewesen, wenn im Text direkt auf die Abbildungen Bezug genommen worden wäre; die klare Gliederung ermöglicht es aber dem Leser und der Leserin, Bilder und Texte rasch miteinander zu verknüpfen. Das Kapitel zu den Brücken ist zwar knapp, enthält aber viele interessante Einzelinformationen. Ähnliches gilt auch für das Kapitel über die Furten und Fähren, in welcher auch das nicht realisierte Projekt einer Hochbrücke zwischen Kirchenfeld und Kleinwabern thematisiert wird. Das Kapitel über die Kirchwege und die Wallfahrt enthält viele interessante Informationen, auch wenn die Bezeichnung der Wallfahrer als die ersten Touristen im Lande (S. 150) doch etwas gar zu unkritisch moderne Begrifflichkeiten auf das Mittelalter überträgt. Besonders gut gelungen sind dann die weiteren Kapitel, in welchen anhand der Geschichte einzelner Personen in sehr lebendiger Form die Problematik des Wegunterhalts thematisiert oder alte Fahrzeuge wie die Steinschleife, der Chriis-Schlitte oder die Fultigenbänne vorgestellt werden. In diesem Kapitel ist die Bebilderung natürlich sehr wichtig und auch gut gelungen. Das letzte Kapitel zum Köniztal erscheint dann leider etwas wie ein An-

hang, der nirgends sonst ins Buch integriert werden konnte. Das gilt darin besonders für die Ausführungen zu den Korbern, die nicht wirklich zum Rest des Textes in diesem Kapitel passen wollen.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass Peter Mosimann ein sehr interessantes und wertvolles Buch vorgelegt hat, welches vom Stämpfli Verlag auch in hoher Qualität gedruckt wurde. Es handelt sich nicht um eine kohärente Darstellung auch nur der Verkehrsgeschichte und Wege in Köniz und Umgebung. Vielmehr ist es eine interessante Sammlung von Informationen, die für Fachleute ebenso wie für Laien von grossem Wert sind. Trotz der Kritik an den ersten Kapiteln passt das Buch daher gut in einen historisch interessierten Haushalt in Köniz und Umgebung, aber auch in weiteren Teilen des Kantons.

Daniel Marc Segesser

Unterseen. Vom mittelalterlichen Städtchen zum heutigen Gemeinwesen. Dokumentiert und dargestellt von Ernst Schläppi.

I. Teil. Im Alten Bern. 668 Seiten, II. Teil. Im neuen Kanton. 632 Seiten.

Interlaken: Verlag Schläefli & Maurer 2008.

Die beiden grossformatigen Bände (19,5 x 27,5 cm) in gediegenen gelben Leineneinbänden mit Vor- und Nachsatzblättern, geschmückt mit dem Gemeinewappen, stellen eine gewichtige Gemeindegeschichte dar, zusammen exakt 3 781 Gramm. Entsprechend stolz ist auch der Preis: 220 Franken. Die Auflage: 350 Stück. Das Ganze mutet etwas archaisch an. Gemeindebiographien sind wichtig. Sie schärfen das Bewusstsein für historische Zusammenhänge, machen die Entwicklung des heimatlichen Gemeinwesens und dessen Einbindung in den grossen Lauf der Geschichte bewusst und können so identitätsstiftend wirken. Voraussetzung ist, dass sie lesbar sind und gelesen werden und dass sie erschwinglich sind. Eine Auflage von 350 Exemplaren bei einer Gemeindebevölkerung von 5 308 Köpfen deutet nicht darauf hin, dass dieses Ziel anvisiert wurde. In unserer schnelllebigen Zeit sollten Gemeindebiographien handlich, schlank, leicht lesbar, mit viel Bildmaterial versehen und kostengünstig sein. Mit dem monumentalen Werk des ehemaligen Gemeindepräsidenten Ernst Schläppi hat sich die Gemeinde ohne Zweifel ein literarisches Denkmal gesetzt. Aber seine Wirkung dürfte aus den genannten Gründen limitiert bleiben.

Der Autor hat in jahrzehntelanger Beschäftigung mit dem Thema eine beeindruckende Fülle von Quellen verarbeitet, aus dem Staatsarchiv, den Gemeinde-, Bürger- und Kirchenarchiven, der Bürgerbibliothek Bern. Auch die Sekundärliteratur ist vollständig zusammengetragen, wobei nicht recht einleuchtet, weshalb jeder Band seine eigene Bibliographie bekommt bei doch zahlreichen Überschneidungen. Gut ausge-

wählt ist das Bildmaterial. Allerdings kann man sich fragen, ob das Verhältnis von Bild und Text stimmt: Auf insgesamt 1700 Seiten kommen «nur» 240 Abbildungen oder Pläne. Ebenfalls hinterfragt werden muss das Verhältnis zwischen Darstellung (Erzähltext und Kommentar) und eingefügten Quellentexten oder -zitaten. In einzelnen Kapiteln machen diese Elemente bis 50 Prozent des Gesamttextes aus, die vollständig reproduzierten Dokumente nicht mit eingerechnet. Das macht die Lektüre äusserst mühsam. Das Fehlen eines Schlagwort-, Personen- und Ortsregisters beeinträchtigt bei einem Werk von 1700 Seiten die Benutzerfreundlichkeit.

Im Aufbau folgt das Werk traditionellen Mustern. Es ist streng chronologisch gegliedert und geht vom Dogma aus, dass sich die bernische Geschichte im Wesentlichen in zwei Epochen abspiele, derjenigen vor dem Untergang des «Alten Bern» und derjenigen nachher. Diese Sichtweise verbaut das Erkennen von Kontinuitäten, die vielleicht prägender sein konnten als die unbestritten markante Zäsur und Zeitenwende der Europäischen Revolution. Die Gemeindegeschichte wird zudem stark institutionenbezogen angegangen. Wir erfahren für jede Epoche bis ins hinterste Detail die Organisationsstruktur der verschiedenen Gemeinwesen (Bäuertgemeinde, Bürgergemeinde, Einwohnergemeinde usw.), aber wenig über die Wirkungsdynamik dieser Gebilde.

Die auf die Institutionen fixierte Darstellung lässt leider häufig Persönlichkeiten und ihre Wirkung im Halbdunkeln. So wird etwa Karl Kasthofer (1777–1853) als Forstmeister des Oberlandes kurz gewürdigt. Dass es sich bei ihm um einen europäisch bedeutsamen Pionier der Waldwirtschaft handelt, kommt dabei nicht zum Ausdruck. Die Aufzählung der Taufpaten seines Sohnes Wilhelm, der am 15. August 1816 in Unterseen getauft wurde, ist dafür kein Ersatz. Ähnlich beiläufig wird der Hotelkönig, Bahnpionier und massgebliche Entwickler des Tourismus im Böödeli, Eduard Ruchi (1834–1902), gewürdigt, der immerhin mit einem Denkmal auf dem Stadthausplatz geehrt wird.

Das 20. Jahrhundert kommt in der Darstellung entschieden zu kurz. Eine Tabelle mit der Sitzverteilung im Gemeinderat seit der Einführung des Proporz genügt nicht, um die politische Dynamik einer Gemeinde darzustellen. Auch das wohl spannendste Thema der neusten Böödeligeschichte, die Frage der Fusion der Böödeligemeinden, wird stiefmütterlich und distanziert behandelt. «Damals (1972) verbreitete sich aber allgemein die Erkenntnis, dass sich mit einer Fusion von Interlaken, Matten und Unterseen die anstehenden gemeinsamen Aufgaben ... nicht allgemein lösen lassen. Allfällig organisatorische Vorteile wogen für die Gemeinden Matten und Unterseen zudem den Verlust an Bürgernähe nicht auf, die eine Grossgemeinde Interlaken unausweichlich mit sich bringen würde.» Der Leser möchte sehr gerne erfahren, wie sich das Thema 30 Jahre später darstellt.

Christoph Zürcher